

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 20 (1916-1917)
Heft: 3

Artikel: Meine erste Bekanntschaft mit Gottfried Keller
Autor: Lasius, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661989>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erfolg“, und daneben: „Der Wille ist nichts, die Tat alles.“ „Diene der Menschheit“, sagte der eine Mahner, und der andere replizierte: „Niemand kann zweien Herren dienen.“ „Erkenne dich selbst“ las er beim Aufstehen und meinte, dagegen sei nun doch wirklich nichts einzuwenden und er nahm sich heftig vor, sich selbst zu erkennen. Und doch sagte ihm Goethe, der große weise Goethe, der Widerspruch doch nicht zuläßt, etwas später: „Erkenne dich, was hab ich da für Lohn? Erkenn ich mich, so muß ich schon davon.“ Es war wie Heimtücke zwischen den Kalendern. Sie zogen Franz nicht nur den Rest seines eigenen Charakters, den Rest seines Willens aus, sondern zerstörten langsam seinen Geist. Die Welt schien ihm in ihren moralischen Grundfesten zu wanken. Je weiter das Jahr vorschritt, desto schlimmer wurde es. Die heiligsten Dinge wurden angetastet. „Die Liebe ist das Höchste“ sang ein Dichter über dem Kaffeetisch; „Doch die Liebe ist das Trübe“ rezitierte der Dichter des andern Kalenders. Am schlimmsten war Nietzsche mit seinen Maximen und Reflexionen. Überhaupt die Modernen! Sie konnten einem ehrlichen Synthetiker das Leben schon sauer machen.

Im Sommer verreiste Franz vierzehn Tage, da erholte er sich ein wenig. Kaum war er aber zurück, so ging es ärger her als zuvor. Gleich am ersten Morgen sagte der eine Kalender: „Strebe stets zum Besseren!“, worauf der zweite prompt erwiderte: „Das Bessere ist der Feind des Guten.“ Langsam kam Franz zu der Einsicht, daß man von jeder „Wahrheit“ auch immer das genaue Gegenteil sagen könne, und daß es dann ebenso richtig sei. Er verlor sich in dem Spiel, die moralischen Wahrheiten umzukehren. Bei dieser anarchischen Tätigkeit vernachlässigte er seine Arbeit so, daß ihm seine Stellung gekündigt wurde. Er fürchtete sich jetzt vor seinen Kalendern, ohne doch den Mut zu haben, sie einfach von der Wand zu reißen und fortzuwerfen. Es bemächtigte sich seiner eine Art von Verfolgungswahnsinn.

Am Silbestermorgen, als er zum letztenmal seine Arbeitsstelle aufsuchen wollte — denn er ging stellenlos in das neue Jahr hinein —, angesichts des letzten Kalenderblatts in der Kammer, kam es zur Katastrophe. Beim Waschen las Franz Synthesius den Spruch Nietzsches: „Wer tiefer denkt, weiß, daß er immer unrecht hat, er mag handeln und urteilen, wie er will.“ Ohne sich weiter zu besinnen, eilte Franz, halb nackt, wie er war, ins Wohnzimmer, zog hinter dem Totenschädel den Revolver hervor und schoß sich ins Herz. Er hatte es so eilig, daß er sogar vergaß, dabei in den Spiegel zu sehen. Als er von seiner Wirtin gefunden wurde, hatte er noch den keuschen weißen Seifenschaum am Körper.

Auf dem Kalender über dem Sofa war an diesem Tage als Silvesterspruch zu lesen: „Sei du selbst!“ Aber diesen Spruch hatte Franz Synthesius nicht mehr gelesen. Er ist auf seinem Weg zur Vollkommenheit gestorben, bevor er zu dieser Allertweltsweisheit gelangen konnte.

Meine erste Bekanntschaft mit Gottfried Keller.

Mitgeteilt von Otto Lasius, Zürich.

Neulich, als wir im alten ehrwürdigen Trinkstübchen in der jetzt so allbekannten Weinstube der „Opfelmhammer“, im Neumarkt, bei einem guten Glase Wein und einer kräftigen Zigarre saßen, erzählt mir mein alter

Freund G. W., wie er zum ersten Male unsern berühmten Dichter Gottfried Keller kennen gelernt habe:

Ich war eben von Florenz gekommen, um auf meiner Durchreise nach Schaffhausen, hier in Zürich noch einige Tage mit meinen Freunden zu verweilen, mich von den Reises Strapazen zu erholen und einen guten Tropfen zu trinken. Natürlich sind wir auch hier in der Apfelfammer eingekehrt. In diesem vordern, kleinen Lokale war's, wo ich den Dichter des Grünen Heinrich zum ersten Male erblickte. Da, neben dem Schranke, wo Sie eben sitzen, ist der Herr Staatschreiber gesessen und hat gemüthlich seine Zeitung gelesen.

Ich hatte Bocklins, mit denen ich jahrelang in Florenz und Rom in freundschaftlichem Verkehr gestanden, Grüße und weiteren Bericht von ihren italienischen Freunden zu überbringen, auch wollte ich wissen und mit eigenen Augen sehen, was für ein neues Kunstwerk der alte Farbenzauberer gerade unter dem Pinsel hatte. Vor allem aber wünschte ich unsern größten Schweizer Dichter, Gottfried Keller, persönlich kennen zu lernen, dessen Werke ich alle schon mit großem Interesse gelesen hatte. Ich konnte dann doch von meinem Aufenthalte in Zürich meinen treuen Freunden in Schaffhausen viel Interessantes erzählen.

In Rom und Florenz hatte ich schon erfahren, daß Bocklin viel mit G. Keller verkehrte, und da ich mit Bocklins gut befreundet war, dachte ich, sollte es mir doch gar nicht schwer fallen, die geheiligte Person des Dichters näher kennen zu lernen. Ich hatte allerdings gehört, daß er eine merkwürdig rabauzige Person sein solle, aber andererseits erfuhr ich auch, daß er sehr gemüthlich sein könne, wenn man ihn gerade in der richtigen Stimmung erwischte. Daß er trinkfest sei, imponierte mir am meisten, und so war denn meine Neugierde auf's äußerste gespannt.

„Nur sich ihm nicht aufdrängen. Von neuen Bekanntschaften will er nichts wissen. Da kann er saugrob werden,“ — hatte mir mein lieber alter Freund Bächtold gesagt, der unsere Bekanntschaft vermitteln wollte. Daß Sie mit ihm ja nicht von seinen Werken reden, überhaupt nicht von Dichtkunst, sondern ruhig ihr Glas Wein trinken und ihre Zigarre rauchen, und alles andere dem Zufall überlassen. „Suscht wird er furtüfelswild, und git's en Ehrach! De „Göpfi“ isch ganz en eigene Chümmi und — mißtrauisch, do macht me sich kein Begriff dervo!“

Meine trinkfesten fröhlichen Freunde: Flörke, Fleiner, Brinkmann und andere mehr, sollten ja auch dabei sein, also würde es ganz gewiß gemüthlich werden. Ich hatte für den Abend den tüchtigsten Durst mitgebracht, und mir in meine Zigarrentasche die besten „Losciani“ gesteckt. Die würden Brinkmann und Bocklin schon vortrefflich munden. Die waren ja hier in Zürich nicht zu bekommen, und was man hier für ein schwaches Kraut rauchte, war ja das reinste Stroh dagegen.

So stiefelten wir denn, Bächtold und ich, nachdem ich ihm vorher nochmals hoch und heilig in die Hand hinein versprochen hatte, mich sehr reputierlich zu benehmen, eines Spätnachmittags hierher. Schnell waren wir im dunkeln Hausflur die Treppenstufen heraufgestolpert, und glücklich hatte ich mir auch, wie's allen Neulingen passiert, die hierhergekommen, meinen Schädel am niedrigen Türrahmen angeschlagen und wäre beinahe über die hohe Türschwelle in die Stube hineingestürzt, wenn mich mein

Freund Bächtold nicht energisch am Arme zurückgerissen hätte. „Halt, das ist er“ und stupfte mich in die Seite, zwinkerte mir mit den Augen zu und flüsterte mir in's Ohr: „Da isch er.“ Da saß er auch wirklich, der berühmte Dichter des grünen Heinrich, vor allem aber der Zürcher Legenden, die mich so sehr entzückt. Auf der rohen, vom vielen Draussitzen schon ganz abpolierten Holzbank, vor einem alten hölzernen Wirtstische, in der Ecke da, beim Schrank, neben einigen hohen langen Säcken, gestoßen voll „Äpfelstückli“, saß der behäbige, gedrungene Mann. Vor sich seinen Schoppen und sein Glas Wein, den Klemmer auf der Nase, las er in einer Zeitung. Seine hohe große Denker- und Dichterstirne glänzte uns entgegen. Ihm schräg gegenüber saßen einige bessere Fuhrleute, ein jeder mit seiner Geißel im Arme. Der eine in seiner blauen, verschossenen Bluse, rauchte „Stümpe“, während der andere gerade seine Pfeife stopfte. Er hatte sich seinen breitkrempigen alten Hut ins Genick zurückgeschoben, und nahm den Tabak mit seinen ungeschlachten Fingern aus einem abgegriffenen schweinsblasenen Beutel.

An seinem großen Hinterteil strich er sich umständlichst einige Schwefelhölzer an, zog und zog an seiner Pfeife, bis der Tabak ordentlich brannte und qualmte; schließlich klappte er den blinkenden Deckel zu, und grüßte leicht zu uns herüber, indem er mit dem Kopfe nickte, als wir beim Eintreten guten Abend gewünscht. Daß der Herr Staatschreiber ihnen gegenüber saß, wußten sie wohl; daß er ein großer Dichter war, aber wohl weniger. Auf jeden Fall ließen sie ihn in Ruhe, und hätten es überhaupt nie gewagt, die geheiligte Person eines Herrn Staatschreibers zu molestieren.

Mein Freund Bächtold trat vor.

„So, bischt Du da, Jakob...“ sagte der Dichter und blickte von seiner Zeitung auf. „Wen bringst Du da mit?“ — rief er plötzlich sichtlich erregt, als er mich erschaute, und blickte mich scharf über die Brille hinweg an. „Was ischt das für eine? Du weischt, ich wott elleige si“ und fehrte ihm den Rücken zu.

„So bis doch ruhig,“ flüsterte ihm Bächtold beschwichtigend zu. „Das isch sehr en nette Ma — min Fründ und Künschtler — sehr befründet mit dem Bäckli, vo Florenz her... und mit dem Flörke, dem Fleiner, Hense...“

„So — hm!“ brummte Keller sich räuspernd, nahm einen Schluck und vertiefte sich wieder in seine Zeitung.

Wir bestellten und tranken ruhig unsern Wein. Ich rauchte, in möglichst unauffällige, aber stille Betrachtung Gottfried Kellers versunken, meine starke Toscana. Bächtold tuschelte ab und zu was mit dem Dichter. Er knurrte nur. Schließlich durste ich mit ihm auch anstoßen und unsere Bekanntschaft war gemacht. Ich war in seinem Kreise von nun an „gelitten“.

Allmählich kamen immer mehr Leute in's Lokal und ich merkte, Gottfried Keller wurde es ungemütlich. Endlich erschien Bäcklin. Der Dichter und der Maler begrüßten sich. Keller flüsterte ihm, während er ihm die Hand hielt, etwas ins Ohr, worauf Bäcklin den Mund zu einem Lächeln verzog und nickte. Ich entledigte mich meiner Grüße und Aufträge, und packte meine „Toscani“ aus. Bäcklin nahm mit offensichtlicher Freude eine derselben, brach sie in der Mitte auseinander und setzte die eine Hälfte am bünnen Teile in Brand. Als Flörke und Brinkmann erschienen, wurde die

Stimmung gemüthlicher. Nach einer Weile erschien Redaktor Fleiner, fröhlich und übermütig wie immer, und bald waren wir alle in fröhlichster Unterhaltung begriffen und kneipten und rauchten lustig drauf los.

Mit einem Male trat ein hocheleganter und geschneigelter und parfümierter Herr ins Lokal und sogleich auf Flörke zu, daß alles verwundert aufschaute. Der Wirt hatte ihn geführt. Er verbeugte sich leicht, überreichte seine Visitenkarte, und jagte mit schnarrender Stimme, so laut, daß alle es hören konnten, er wünsche — die außerordentliche Ehre zu haben — den berühmten Dichter Gottfried Keller zu sprechen. Man möge ihm doch den geehrten Herrn zeigen. Er strich sich mit der beglancehandschuhten Linken seinen flotten Schnurrbart in die Höhe und schaute uns alle der Reihe nach fragend an.

Ein peinliches Schweigen herrschte plötzlich, was mich unangenehm erregte. Ich wollte dem Herrn gerade sagen und auf G. Keller hindeuten, dort sitzt er ja — als mir Bächtold etwas unsanft in die Seite stupfte und mir hastig abwinkte; zu gleicher Zeit bemerkte ich, Gottfried Kellers Platz war leer! Sein Glas Wein stand noch da. Aber sein Hut und Stock waren weg. In dem Momente ging Böcklin auch 'raus, und kam nicht wieder. Wir merkten es erst, als nach einiger Zeit der Herr, der sich inzwischen gesetzt hatte und die Weinkarte verlangte, nochmals ungeduldig nach Gottfried Keller fragte. Niemand gab ihm eine Antwort.

Flörke nahm ihn auf die Seite und klärte ihn leise über G. Keller auf.

„Was — er war hier, als ich in's Lokal trat, und man hat ihn mir nicht gleich vorgestellt und ich bin doch auf's allerbeste von Henze an ihn empfohlen. Bin extra hier in Zürich im Hotel abgestiegen, habe nach vielem vergeblichen Suchen dieses verdammte qualmige Loch endlich gefunden. Diese Apf... Dpf... wie heißt sie doch gleich — „Apfelfammer“. Diesen verfluchten Dialekt kann man ja gar nicht aussprechen — und nun läuft mir dieser Herr von der Nase fort. Das finde ich aber doch stark...“ kam's von des aufgeregten Herrn Lippen, und er trommelte heftig erregt mit den Fingern auf dem Tische herum... und war auf's Tieffste beleidigt.

Bächtold lachte in sich hinein, und einer um den andern verzog sich. — Halt, hierher! — und er zog mich einen dunklen Gang entlang, der Treppe gerade gegenüber, auf der wir heraufgekommen waren, und führte mich durch eine Türe zu ebener Erde hinaus in's Freie!

Wir standen in einer schmalen, hohen, uralten Gasse, wohin sich gewiß kein Fremder verirrt, die selbst eine Menge Zürcher nicht kennen. Durch welchen hintern Ausgang in eine Wirrnis von Gassen G. Keller sich von dem unlieblichen Gaste hinausgeflüchtet.

In einer Kneipe, in der Nähe der Häfelei, fanden wir ihn wieder. Bächtold wußte schon, wo er steckte.

„So, da bin i elleige. Da findt mi Niemed's. Da hann i mi Rueh...“ sagte der Dichter knurrig und lachte, als er uns erblickte.

Später, als die Luft wieder rein war, fanden wir uns alle in der Apfelfammer wieder zusammen. Einer um den andern tauchte auf und man begrüßte sich lachend.

Böcklin und G. Keller wurden vergnüglicher denn je, und man unterhielt sich vortrefflich. Mancher Witz über den genasführten Besucher wurde losgelassen. Als Bächtold versöhnend meinte, es sei doch eigentlich nicht



Weihnachtsmorgen.

Nach einem Gemälde von W. Einger.

recht, daß man einen so herzlich an einen empfohlenen Besucher so stark vor den Kopf gestoßen habe, entgegnete Gottfried Keller unwirsch: „Das ch Gschnörr wott i nöd. Sie sölled mi doch in Ruch lah.“

Algemeines Geschick.

Nun wohl, du hast erfahren
Und weißt es lange schon,
Es wird dir niemals geben
In deinem lieben Leben
Den vollen Klang, den rechten,
klaren Ton.

Was thöricht angefangen —
Und wahrlich dies genug! —
In Pfiffen und in Kniffen
War alles fehlgegriffen
An jedem Tag, wie endet das wohl
flug ?

Da heißt es nun ertragen,
Ob Schicksal es, ob Schuld —
Am End', was will's bedeuten,
Wie überm Grab sie läuten? —
Und für den Rest sich fassen in Ge-
duld.

Hat Schlimmstes fern gestanden,
Und solches blieb dir fern,
Nun wohl, um was denn klagen,
Stand über allem Zagen
Dir hell und freundlich dennoch
nicht ein Stern ?

Am End', was will's bedeuten,
Ob fröhlicher, ob trüb
Des Lebens Frist vergangen:
Auch dein war ein Verlangen,
Das unerfüllt noch einem jeden blieb.

Otto Sinnerf.

Kindertheater.

Von Ida Suter.

Es war ein regnerisches Frühjahr, und die wackern Eltern hatten ihre liebe Not mit den Kindern, die des Spielens im engen Haus rasch überdrüssig wurden und gelangweilt die Näzchen an den Fenstern platt drückten: „Mutter, was können wir nun machen — Mutter . . .“

Eines Tages doch verstummte das Klagelied. Die trefflichen Eltern gingen diesem sehr willkommenen Ausfall nicht auf den Grund, sondern eilten, froh darüber, ihren täglichen Geschäften nach.

Inzwischen pflegten die Kinder während der nächsten Tage jeweilen nach Schulschluß unterm schützenden Dach einer Scheune am Weg eine kleine Versammlung abzuhalten. Es ging immer sehr eifrig und heimlich zu und her dabei, und wenn einer auch unversehens vorbeikam und etwa ein Wort aufschnappte, erriet er doch nichts! Nach einiger Zeit indessen — es war gerade an einem Sonntag — ging wie ein Lauffeuer eine Kunde durchs